



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Döllingers Jugend

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

abergläubischen Furcht vor der Zunahme der deutschen Exportindustrie und mit einer an Haß grenzenden Voreingenommenheit gegen die Vermehrung des Nationalreichtums durch Großhandel und Großgewerbe bieten die Parteien, die zur Zeit die Mehrheit in den Volksvertretungen sind, alles auf, um die Absichten der weitblickenden Staatsmänner zu vereiteln. Es ist dieselbe unverständige Haltung der Mehrheitsparteien, die in Preußen jetzt den Rhein-Elbe-Kanal zu verhindern sucht, und die sich im Reich rüstet, den Abschluß von Handelsverträgen, ohne den unser Ausfuhrhandel verkümmert, zu hintertreiben.

Diese Zähigkeit des Unverständs in den Massen, die aber leider bis in die höchsten Regierungs- und Hofkreise hinaufreicht, wäre gar nicht möglich, wenn ihm nicht der leidige Doktrinarismus unsrer Kathederpolitiker so ausgiebig zu Hilfe käme. In England und in den Vereinigten Staaten ist dieser Einfluß ganz unbekannt. Man lese den kürzlich erst im Journal of the Royal Statistical Society zu London veröffentlichten Aufsatz Robert Giffens über The Excess of Imports, und man wird von dem Doktrinarismus und dem Gesetz-entdeckungssport, der unsern jüngern nationalökonomischen Gelehrten zur zweiten Natur geworden ist, nichts finden. Freilich kennt auch England die Zunftbefangenheit, das Zunftstrebentum und die Zunftdisziplin unsrer Kathederpolitiker nicht. Wir wiederholen, daß weder Sombart noch von Halle einer Handelspolitik das Wort reden will, die unsern Export und unsre Exportindustrie noch mehr verkümmern läßt, aber wie Sombart, so wird hoffentlich auch von Halle einsehen, daß, wer das in der Praxis nicht will, sich hüten muß, journalistisch für theoretische Lehrsätze Propaganda zu machen, die der wirtschaftspolitischen Reaktion zwar keine beweiskräftigen Argumente für ihre Sache liefern, die sie gar nicht braucht, wohl aber Schlagworte für die gedankenlose, unkritische Masse.

ß



## Döllingers Jugend



Döllinger war am 28. Februar 1799 geboren. Als Beitrag zur Zentenarfeier hat sein Schüler und Freund Johann Friedrich den ersten Band einer Biographie\*) herausgegeben, mit dem er nicht allein dem großen Verstorbenen, sondern auch sich selbst ein Denkmal gesetzt hat, denn er bietet eine reiche Fülle des wertvollsten, bis dahin fast ganz unbekanntes Stoffes in einer Form, die in

\*) Ignaz von Döllinger. Sein Leben auf Grund seines schriftlichen Nachlasses dargestellt von Johann Friedrich. Erster Teil. Von der Geburt bis zum Ministerium Abel 1799 bis 1837. München, C. S. Beck, 1899.

jeder Beziehung, in Ton, Sprache und Objektivität der Behandlung untadelhaft genannt werden muß. Die spätern Bände dürften schon darum hinter diesem zurückstehen, weil sie kaum viel neues werden bringen können. \*)

Das erste Kapitel erzählt die Geschichte der beiden unmittelbaren Vorfahren des berühmten Theologen und macht uns mit dem damaligen Zustande des höhern Unterrichts im Donau-Mainlande bekannt; dieser war im Mainlande, wenn auch vielfach unbefriedigend, doch dank den vortrefflichen letzten Fürstbischöfen von Würzburg und Bamberg bedeutend besser als in Altbayern. Döllingers Großvater, Johann Ignaz Joseph, hat den Fürstbischof von Bamberg, Adam Friedrich von Seinsheim, zur Stiftung einer medizinischen Fakultät in Bamberg bewogen, die er, Döllinger, selbst „fast kostenlos“ organisierte, und der dann der Fürstbischof von Würzburg und Bamberg, Franz Ludwig von Erthal, seine Fürsorge zuwandte. Josephs Sohn Ignaz hat dieser Fakultät Ansehen verschafft. Er entsprach durchaus dem Ideal eines Mediziners, wie es sein Landesherr aufstellte, der zu sagen pflegte, ein Arzt „ohne Kopf und Philosophie sei nicht nur ein unnützes, sondern sogar ein schädliches Mitglied des Staates.“ Auf Ignaz Döllinger übte die kantische Philosophie „einen wichtigen, belebenden, fürs ganze Leben entscheidenden Einfluß,“ und mit Schelling trat er später in ein engeres Verhältnis, obwohl er zu sehr exakter Forscher war, als daß er „Naturphilosoph“ hätte werden können; er blieb „philosophischer Naturforscher.“ Im Jahre 1802 kamen die beiden Bistümer zu Bayern, die Universität Bamberg wurde aufgehoben, und Döllinger wurde zu seinem und der Wissenschaft Glück nach Würzburg versetzt, wo sich ihm ein größerer Wirkungskreis öffnete. Bis dahin war die dortige medizinische Fakultät besonders stolz auf die „Blüte“ ihrer Chirurgie; haben Sie irgendwo schon soviel Stelzfüße gesehen wie hier bei uns? fragte ein alter Professor einen jungen Ankömmling. Döllinger verlegte sich mehr auf das Schneiden an Tieren und wurde ein Hauptbegründer der vergleichenden Anatomie und der Biologie. Karl Ernst von Bär erzählt, nach Vollendung seiner Studien habe er noch etwas über vergleichende Anatomie erfahren wollen, aber nirgends, auch in Wien nicht die gewünschte Belehrung gefunden. Da sei er zufällig in einer kleinen bayrischen Stadt an Döllinger erinnert worden. In Würzburg

\*) Der zweite Band, der mir erst nach Absendung des Manuskripts zugegangen ist, enthält doch auch noch sehr interessante Sachen, die dem Gedächtnis des heutigen Geschlechts ziemlich entschwunden sind: den Kniebeugungsstreit, Döllingers Beteiligung an den Kölner Wirren und an der Judenemanzipation, die Anfänge der Historisch-Politischen Blätter. Der Solafskandal zog auch ihm die Absetzung zu, obwohl er die Studenten sehr ernstlich vor Kundgebungen gewarnt hatte. Von der Ausnützung der 1848er Freiheit für den Katholizismus kommt natürlich ein gut Teil auf seine Rechnung, doch erscheint er gerade in diesem Abschnitt seiner Thätigkeit durchaus nicht ultramontan; als Mitglied der Frankfurter Nationalversammlung in Mainz hat er auf die „deutsche katholische Kirche“ und in Köln auf das „erste deutsche Nationalkonzil“ getauft.

angekommen, vernahm er mit Betrübnis, daß Döllinger im bevorstehenden Semester vergleichende Anatomie nicht lese. Er machte wenigstens einen Besuch. Da sagte ihm Döllinger: Wozu Vorlesung? Bringen Sie Tiere zu mir, und zergliedern Sie sie hier. Daß noch Ferien waren, verschlug nichts; Bär durfte zu jeder beliebigen Stunde kommen. Das wurde nun wochenlang betrieben. Döllinger ließ sich dabei in seiner eignen Arbeit nicht stören, trat nur ab und zu an Bärs Tisch, machte ihn auf dieses und jenes aufmerksam, gab ihm einige Anweisungen und lehrte ihn die Litteratur kennen. So machte er es auch mit andern Schülern. Die fortgeschrittenern faßte er zu einer zootomisch-physiologischen Gesellschaft zusammen, deren Arbeiten er als Mitlernender leitete. Die Kollegien wurden natürlich nicht vernachlässigt, und man rühmte an seinen Vorträgen die „tief eindringende, magische Kraft,“ die logische Klarheit, die Lebendigkeit und Anschaulichkeit, aber die Übungen und Versuche blieben die Hauptsache. Er verlegte das Laboratorium in sein Haus, und hier wurde auch die Brutmaschine aufgestellt, mit deren Hilfe zum erstenmale die Entwicklung des Eies zum Hühnchen beobachtet und die Embryologie begründet worden ist. Der starke Verbrauch von Eiern verursachte eine Eier-  
teuerung in Würzburg. Ein wohlhabender Balte gab, von Bär bewogen, das Geld dazu und honorierte auch d'Alton, der die Zeichnungen anzufertigen beauftragt wurde. Döllinger sprach nie gegen einen seiner Schüler einen Tadel aus, wohl aber spendete er oft anerkennendes Lob. Sein Verkehr mit ihnen war sehr herzlich; oft nahm er sie auf Ausflüge mit, auf denen nicht bloß Zoologie betrieben, sondern auch das Wirtshaus besucht und die Dorfkirmes mitgefeiert wurde. Als der Fürstprimas Karl Theodor von Dalberg 1817 gestorben war, wurde seine Büste im Bibliotheksaale der Universität aufgestellt, weil er ihr einen Fonds von 68000 Gulden auf Bücher zugewiesen hatte. Döllinger hatte die Weiherede zu halten. Einen heutigen Patrioten — und Döllinger war deutsch gesinnt — würde diese Aufgabe einigermaßen in Verlegenheit setzen; wie sich Döllinger ihrer entledigte, mögen einige Proben aus seiner sehr merkwürdigen Rede zeigen.

Ein Kleinstaat, der sich auf fremde Großmut und auf das europäische Gleichgewicht verlasse, könne ohne Hochschule bestehen; es genüge, wenn seine Bürger durch Volksschulen fürs praktische Leben vorbereitet würden. „Der große Staat kann damit nicht bestehen, er bedarf eines großen Ansehens, um mit Nachdruck sprechen zu können, wo es auf Entscheidung des Völkerschicksals ankommt; und wodurch könnte er die Achtung, welche er fordert, verdienen, als durch seinen fest ausgebildeten Nationalgeist? Diesen aber müssen Künste und Wissenschaften erzeugen, die Nationallitteratur muß ihn nähren und erhalten. So fordert es die europäische Kultur, so lehrt es uns auch die Geschichte; zur Zeit, wo am herrlichsten in einem Volke die Wissenschaften blühten, da war auch seine Kraft nach außen am vollkommensten entwickelt, seine historische Bedeutung am glänzendsten. Mit welchem Schimmer haben nicht Frankreichs Gelehrte ihren König Ludwig XIV. umgeben?

Wie mächtig wirkte Frankreich auf Europa durch seine wohlgebildete Sprache? War es nicht die allgemeine Bewunderung dieses geistigen Blühens, dieser Glaube an die Macht der Volkskultur, der auch in der drangvollsten Lage das an Geld und Mannschaft erschöpfte Land rettete? Würde man wohl in unsern Tagen ein großes Reich zu teilen unternommen haben, wenn eine durchgreifende Nationalbildung die Tapferkeit seiner Edeln geregelt hätte? wenn die Befreier Wiens gewußt hätten, die Feder so gut als den Säbel zu führen? Haben uns doch neuerlich Beispiele gezeigt, daß, wie einst Philipp des griechischen Redners Sprache, so noch heutzutage der feindliche Zwingherr des Deutschen Schrift mehr als Waffen gefürchtet habe.“ Dieser Nationalgeist könne nur an den Universitäten und durch sie geschaffen werden. „Eigentlich hat Deutschland nur einmal durchgreifend und epochebildend auf die Welt eingewirkt, und dieses einamal von einer seiner Universitäten aus. Wahrlich, Wittenbergs Name wird ewig in der Geschichte glänzen! Unserm Karl Theodor war dies wohl bekannt.“ Alles Wissen sei ursprünglich eins, habe eine Wurzel, einen Zweck. „Wir dürfen uns daher nicht vorstellen, als bestehende das Vervollkommen der Wissenschaften in einem Fortschreiten von Stufe zu Stufe, wobei jedesmal die vorhergehende überflüssig werde und als verlassene keiner Beachtung mehr wert sei; vielmehr müssen wir einsehen, daß jede Entdeckung, jeder neue Gedanke, jede gewonnene Ansicht erst durchgebildet werden müsse durch alle vorhergehenden Versuche, durch alles, was schon erfunden und gedacht worden, ehe sie würdig ist, in die Einheit der Wissenschaften einzugehen. Das Alte liegt also nicht vor [hinter?] uns als verwerflicher, unbrauchbar gewordener Haufe von Versuchen des menschlichen Geistes, die erst gemacht werden mußten, ehe die Wahrheit in unsern Tagen erscheinen konnte; denn gerade das dem Fortschreiten so nützliche Zurückkommen auf das Alte ist es ja, was eigentlich die Gelehrsamkeit, ohne welche keine Wissenschaft sein kann, ausmacht. Jahrhunderte haben sich im Wahrnehmen, Erfahren und Experimentieren abgemüht, und in unsern Tagen hat man erkannt, daß man wieder zu Platons göttlichen Ideen zurückkehren müsse, wenn der gesamte Stoff beseelt und organisiert werden sollte. . . . Aber so wenig wie an Zeiten ist der Genius der Menschheit an Orte gebannt. Es mag und soll jedes Volk seine Nationalliteratur besitzen, es soll sich freuen in der ihm eigentümlichen Art, das Wissen darzustellen; aber keines kann sich schmeicheln, das Höchste errungen zu haben: eben was in den Wissenschaften vollstümlich ist, ist eine Besonderheit, eine vereinzelt Form, durch welche allein die Absolutheit des Ganzen nicht ausgesprochen werden kann. Darum müssen die Gelehrten der Nationen unter sich wieder einen eignen Verein schließen, damit sie sich besprechen, sich einander verständlich machen und mehrere Beobachtungsweisen aneinanderhaltend der allgemeinen und einzig würdigen Form sich nähern. Italienische Heiterkeit, französische Gewandtheit, deutsche Gründlichkeit und englischer Tiefinn mögen zusammentreten, um mit Bestimmtheit, Anmut und Würde die Geheimnisse des Geistes auszusprechen. . . .“

Diese Rede hat sein Sohn Ignaz als Student angehört. Wahrlich, kein kleines Erbe war es, was dieser vom Großvater und Vater empfangen hatte! Außer einem kerngesunden Leibe den klaren, umfassenden Geist, den tüchtigen Charakter, das Vorbild eines den höchsten Zielen gewidmeten Lebens — der Forscher müsse auf das Vergnügen verzichten, pflegte sein Vater zu sagen — und die reichsten Anregungen; unter den vom Vater geerbten Eigentümlichkeiten

machen sich bei ihm ein das Gemütsleben überwiegender Verstand, der ihn oft kalt erscheinen läßt, und starker Sarkasmus bemerkbar. Doch sind beide, Vater und Sohn, herzensgut gewesen. Als Kind war Döllinger nicht so glücklich wie die Schüler seines Vaters; er bekam mehr dessen rauhe Seite zu spüren und fürchtete sich vor ihm. Wegen einiger Fehler, die der Knabe in einer Aufgabe gemacht hatte, drohte ihm der Vater, er werde ihn ein Handwerk lernen lassen. Der kleine Ignaz zerbrach sich die ganze Nacht den Kopf darüber, welches er wohl wählen solle, und fand endlich das richtige: die Buchbinderei. Der Vater war unzufrieden darüber, daß der Junge immer über den Büchern hockte und nicht ins Freie zu bringen sei. Ein nicht ganz begründeter Vorwurf, denn Ignaz war sehr froh, wenn er an Exkursionen teilnehmen durfte, benahm sich auch später nicht als Spielverderber und hat sich Interesse für die Naturwissenschaften bewahrt; ja er ist noch in vorgeschrittenen Jahren Entomologe und Sammler gewesen.

Zur Theologie hat ihn die fromme Mutter bestimmt. Dem Vater war das unlieb, er war „schon aus physiologischen Gründen“ Gegner des Eölibats. In dieser Beziehung war nun freilich seine Besorgnis gegenstandslos. Ignaz gehörte zu den Ausnahmenaturen, die sozusagen ohne Sinnlichkeit geboren sind. „Der gute alte Döllinger,“ wie er als junger Alumnus von seinen Kameraden genannt wurde, hatte nichts dagegen, wenn ihm bei Tisch alle fetten Bissen weggeschnappt wurden, und für sein Bierdeputat ließ er sich das Geld herausgeben, das er auf Bücher verwandte.\*) Als Student hatte er einmal den Dunois in der Jungfrau von Orleans zwar seiner Ansicht nach feurig deklamiert aber so hölzern gespielt, daß er auf dem Liebhabertheater keinen Versuch mehr machte; getanzt hat er nie; die Bälle verachtete er als ein Vergnügen, das keins sei. Man darf also wohl von der Eölibatsfrage sagen, was er selbst von Wieland gesagt hat, sie habe für ihn „nicht die geringste Bedeutung“ gehabt. Einmal hat ein Mädchen Eindruck auf ihn gemacht, aber den haben die Bücher sehr bald wieder verwischt. Man ist überrascht zu vernehmen, daß er als Student in Würzburg mit dem drei Jahre ältern Platen eng befreundet gewesen ist. Der Verkehr blieb jedoch rein litterarischer Natur; gelegentlich spielte Döllinger den Moralisten und Ermahner, und Platen merkte früher als der rein intellektuell angelegte Döllinger, daß etwas zwischen ihnen stehe; doch blieben sie auch in der Entfernung noch einige Jahre befreundet, besorgten einander Bücher und berichteten einander über ihre Sprachstudien.

\*) Wie Bismarck, pflegte er in seinen spätern Jahren nur einmal am Tage zu essen. Mit dem Trinken hielt er es jedoch etwas anders als der große Vertreter germanischer Art: morgens ein Glas Wasser, abends ein Glas Limonade oder Milch; wenn er zum Mittagessen etwas trank, so war es eine Mischung, die zu einem Drittel aus Wein und zu zwei Dritteln aus Wasser bestand. Bier soll er nur einmal im Leben, und zwar ein Glas getrunken haben.

Döllinger hätte am liebsten eine einsame Waldpfarre und eine große Bibliothek dazu gehabt. Aber er wurde nach kurzem Kaplandienst am Lyceum zu Aschaffenburg angestellt und 1826 nach München berufen, wohin die Landshuter Universität verlegt worden war; sein Vater war drei Jahre vorher dahin übersiedelt. Schon von Aschaffenburg aus war er mit jenen rheinischen Katholiken in Verbindung getreten, die einen der drei Kreise bildeten, von denen die Wiederbelebung des schon für tot gehaltenen Katholizismus in Deutschland ausging. Die andern beiden Kreise waren der der Fürstin Galizin in Münster und der um den Bischof Sailer; Döllinger stellte die Verbindung zwischen dem ersten und dritten her und machte München zum Herde des neuen Lichts oder, wie es der protestantische Teil auffaßte, der alten Finsternis. Erst durch diese Verbindung, die schon von Aschaffenburg aus auf einer Reise an den Rhein hergestellt worden war und durch wiederholte Reisen und gemeinsame literarische Unternehmungen unterhalten wurde, wurde Döllinger in die neue Strömung hineingezogen, denn die meist unbedeutenden bayrischen Professoren, die er bis dahin kennen gelernt hatte, führten ein Stilleben, das auf weltgeschichtliche Bedeutung keinen Anspruch machte. Die wichtigsten der rheinischen Freunde waren einerseits Räß in Mainz und Weis in Speyer, die den „Katholiken“ herausgaben, eine Zeitschrift, die sich bis heute durch strenge Orthodoxie und polemische Schärfe hervorgethan und nie nach links hin geschwankt hat; andererseits Clemens Brentano und Görres, der als Flüchtling in Straßburg lebte, bald aber nach München berufen wurde. In München übte der Theosoph Franz von Baader bedeutenden Einfluß auf ihn, fromme Laien wie Ringseis und Moy schlossen sich dem Kreise an, die Zeitschrift „Cos“ wurde erworben, man trat mit französischen und belgischen Katholiken in Verbindung, und bald sah die protestantische, die liberale Welt entsezt das Gespenst einer internationalen Jesuitenverschwörung an dem geschwärzten Himmel emporsteigen. Vor den Augen dieser eifrigen Katholiken fanden die bayrischen, die Münchner Zustände natürlich wenig Gnade. Sehr gemäßigt klingt noch die Schilderung, die Döllinger anonym, unter der Maske eines Franzosen, der Bayern bereist habe, im *Mémorial Catholique* unter dem Titel: *Lettre de Munich sur la nouvelle université de cette ville* veröffentlichte. Doch wurde bald, namentlich in der *Cos*, ein kräftigerer Ton angeschlagen; „was sagen Sie zu unsrer *Cos*?“ schrieb Döllinger im Januar 1829 an Räß; „ich meine, sie hält sich wacker; hier wenigstens sind die Leute wütend, daß sie sich dergleichen Dinge unters Gesicht sagen lassen müssen.“ Die folgende Stilprobe von Görres ist zwar einem Briefe entnommen, aber da er sich auch im Kolleg und in Druckwerken keinen Zwang anzulegen pflegte, so kann man daraus schließen, wie er damals in der *Cos* gewettert haben mag. „Es ist eine Lust, der hiesigen Wirtshaft zuzusehen, wo das ganze Jahr Walpurgisnacht ist, und alles verdammte Hexengefindel auf dem Besenstiel herangefahren kömmt, um mit teil zu nehmen an

der Vesper. Fünfundzwanzig Blätter haben wir jetzt hier, durchgängig vom Auswurf der Gesellschaft aller Klassen redigiert und dick gefüttert. Und während es so draußen im Saufe und Brause lebt, geht das Gericht heimsuchend jedes dritte Haus durch alle Straßen,\*) im Taumel aber sehen sie nichts und merken nichts und verkaufen immer die paar ernsthaften Gedanken wieder, die da aufducken wollen. Wies im Hause geht, so gehts im Staate, keine Ruhe, keine Sicherheit, kein Segen, kein Gedeihn; Eitelkeit, ästhetische Windbeutelei, liberale Hobelspäne bei gewaltiger Willkür, ewiges Aufbauen und Niederreißen, Sparen und Verschwenden, Überverstand und Unverstand, kurz Ruin und Verderben in allen Dingen, keine Aussicht, als daß am Ende die bettelhaften Unterthanen zum Staat und der bettelhafte Staat zu den Unterthanen ins Hospital geht, und so beide mit einander hungern und verderben. Die ganze Generation soll, wie es scheint, zu Mist verbraucht werden, um eine folgende zu düngen, darum geht, obgleich wir seit drei Monaten Schnee und Kälte haben, doch die faule Gärung munter fort. Wo inzwischen noch in der Sauche irgendwo ein fester Grund vom Gestank unberührt geblieben, grünt's fort unbekümmert um die nahe Fäulnis, und da sieht man dann freilich manches Erfreuliche.“ Zur Charakteristik des den Heutigen nicht mehr sehr bekannten Mannes haben wir diese Stelle hergesetzt, nicht etwa zur Charakteristik der Zeit der bayrischen Nordlichter und der Münchner Theken, denn jedem Abschnitt der guten alten wie der schlechten neuen Zeit ist ja von den Zeitgenossen so ziemlich dasselbe nachgesagt worden, nur daß heute auch der verbissenste Pessimist den Staat unmöglich einen bettelhaften Hungerleider schelten kann. In der Nummer 132 der Cos band Döllinger mit Heine an und züchtigte ihn für einige in den Reisebildern begangne Lästerungen, wie Verhöhnung des „empfangen vom heiligen Geiste.“ Man sieht, schreibt er u. a., „Herr Cotta weiß seine Leute zu wählen, und Herr Heine besitzt doch wenigstens die erste, einem politischen Schriftsteller des Tags notwendige Eigenschaft: Frechheit und Unverschämtheit. Er ist indessen nicht so ganz Jude, daß er nicht auch an den heiligen Geist glaubte, nämlich an den, der, wie es Seite 186 heißt, die Zwingherrnburgen zerbrach und das alte Recht erneut, daß alle Menschen, gleichgeboren, ein abliches Geschlecht seien. Dieser neu entdeckte heilige Geist hat, wie eben daselbst zu lesen ist, seine wohlgewappneten Ritter, unter die sich auch Herr Heine zählt. Wir geben ihm indessen zu bedenken, ob er bei einer solchen allgemeinen Baronisierung des ganzen Menschengeschlechts, vom Hottentotten an bis zu den Monarchenfamilien Europas, wirklich etwas gewinnen würde; denn sein Stammbaum, der schnurgerade bis auf Abraham zurückführt, ist ja doch viel älter, als der des ersten Barons der Christenheit.“ Auch in

\*) Eine Epidemie? Die Cholera kam erst drei Jahre später; der Brief stammt aus dem Winter 1828/29.

den Krieg, den Heine in den Allgemeinen Politischen Annalen gegen Wolfgang Menzel führte, mischte sich Döllinger ein. Als es hieß, die Politischen Annalen sollten eingehn, ließ Döllinger in der Cos einen Liberalen eine Klage anstimmen, die mit dem Satze schloß: „Herrn Heine möchte ich am wenigsten in den Reihen der Streiter für die gute Sache vermissen; er schimpft auch auf die katholische Kirche, so gut wie ein Hesperus und die Neckarzeitung; aber er thut es nicht, wie diese, mit plumper Derbheit, sondern mit einer gewissen (freilich etwas judaisierenden) Grazie, und auf ihn möchte der Vers des Sophokles passen, den Plutarch auf den Timoleon anwendet: Welche Venus, welcher Liebesgott legte Hand an alles, was er that!“ Heine scheint befürchtet zu haben, das dumme Publikum könne die Ironie für Ernst nehmen, darum hat er wohl noch im Jahre 1848 das schmutzige Gedicht vom Pfaffen Döllingerius veröffentlicht, vor dem die Göttin der Anmut mit zugehaltner Nase entflohen sein würde, wenn sie bei ihm gewesen wäre. Als die Cos Platens Gedichte anerkennend besprach, ließ sich Heine natürlich die Gelegenheit zu dem Wize nicht entgehn, die Freundschaft der Pfaffenblätter erkläre sich daraus, daß die fraglichen Gedichte sehr geeignet seien, den Eölibat zu empfehlen.

Das Geschrei über die in Bayern drohende Gefahr des Obskurantismus und Jesuitismus, gegen die man in der Person des Königs die letzte nicht mehr ganz feste Schutzwehr sah, veranlaßte Ringseis, in seiner Rektoratsrede am 26. Juni eine Sprache zu führen, wie sie wohl noch bei keiner amtlichen Feierlichkeit in einer Aula gehört worden ist. „Es ist traurige Verblendung einzelner Wohlmeinender, hochmütige Dummheit Übelgesinnter, über den sogenannten Parteien stehen zu wollen, wo beide wie Glaube und Unglaube, wie Christus und Satanas gegenüberstehen. Es ist sträfliche Schwäche und Sorglosigkeit, die fressende Gangrän, statt sie auszuschneiden, mit einem gelinden Pflaster zuzudecken, es ist schimpfliche Feigheit, im Kampfe aus Furcht vor Schmähungen zu erlahmen. Man muß Gut, Blut und Ehre einsetzen für das Rechte: wer darf eine Linie weichen aus Furcht der Beschuldigung von Mystizismus, Jesuitismus und Kongregationalismus?“ Man beschuldigte nämlich die bloß litterarisch verbundenen Männer, daß sie eine förmliche Kongregation gegründet hätten, und 1831 bezeichnete in der Zweiten Kammer der Abgeordnete Culmann der Regierung das Haus in der Sendlinger Gasse, wo die geheime Gesellschaft ihren Sitz habe. Da die Polizei nichts fand, nannte der Minister Schenk die Kongregation ein Gespenst, Culmann aber entgegnete: „Wenn sie auch nur ein Gespenst ist, so ist sie doch ein Gespenst der Unterwelt, denn seine Ratschläge sind die der Hölle. Sie haben alle gehört, mit welchem Getöse im vorigen Jahre der schönste Thron Europas niederstürzte, wie drei Generationen einer königlichen Familie von dem heimatischen Boden für immer vertrieben wurden; nun, dies war das Werk dieses

Gespensfes, dies waren die Früchte seiner Ratschläge.“ Immerhin waren diese Geschichten dem Könige nicht angenehm; Döllinger fiel in Ungnade und wäre beinahe von München fortgegangen. Sehr scharfe Angriffe wurden in den Blättern für litterarische Unterhaltung anlässlich der erwähnten Rektoratsrede gegen die „Kongregation“ gerichtet. In der neuern Zeit, so begann der Münchner Korrespondent des Blattes, „wird unsre politische Luft von den Schwingen des Zeitgeistes zwar merklich, unter Begünstigung von oben, in Bewegung gesetzt; indessen wirbelt zugleich ein schwarzer, supranaturalistischer Staub auf uns zu, den die Freunde des Aufhaltens und des Rückschreitens mit breiten Hufen aufgestampft haben.“ Die frömmelnden Feinde suchten durch den Vorwand, als bestünde keine Kongregation, dem Fürsten und dem aufgeklärten Teil des Publikums jede kräftige Maßregel gegen die Anmaßung der Sektierer als unnötig vorzustellen und den Eifer gegen die Jesuiten als Gespensterseherei verdächtig zu machen. „Die Mitglieder der Gesellschaft, die in Bayern der Jesuiten alte Arbeit wieder aufnehmen, sind freilich in keinem Staatshandbuche als Kongregationisten aufgeführt; sie tragen nicht das Kleid der Schüler des Ignaz von Loyola, haben noch keine Klöster, keine avouierte Oberhäupter. Ist es aber darum weniger gewiß, daß bei uns eine durch jesuitische Grundsätze eng verbundene geheime Gesellschaft mit den französischen Kongregationisten in Verkehr und Briefwechsel steht, und daß sie als eine überall vorhandene und nirgends zu findende\*) Partei sich zur Aufgabe gemacht, den durch den König beschützten Geist des Aufstrebens in die Tiefe des blinden Glaubens zurückzuführen? usw.“ Mit den Franzosen hatte es seine Richtigkeit, nur daß die französischen Freunde Döllingers, Lamennais, Lacordaire, Montalembert, Männer waren, die je länger je mehr in Gegensatz zu Rom und den Jesuiten gerieten. Lamennais empfing die Nachricht von seiner Verurteilung durch die Encyclika Mirari vos in München. Jesuitenfreund aber ist Döllinger niemals gewesen. Nicht daß er die bekannten Räubergeschichten geglaubt hätte, auch von dem, was er ihnen später selbst nachgesagt hat, wußte er in jener Zeit noch nichts, nahm sie sogar, wenn dergleichen vorgebracht wurde, in Schutz. Aber er fand, daß die ältern Jesuiten von Freund und Feind überschätzt würden, daß die wiederhergestellten überhaupt noch nichts geleistet hätten, und daß ihre Schulen schlecht seien, und er führte die Sehnsucht vieler Katholiken nach ihnen, soweit sie nicht unverständige Schwärmerei sei, auf Faulheit zurück; weil man sich selbst zu thun scheue, was nötig sei, um den Katholizismus wieder zu beleben und ihm Achtung zu verschaffen, wolle man die Jesuiten hereinrufen, die das Erforderliche schon besorgen würden.

\*) Es ist das Pech der Leute, die alle ihnen unbequemen Erscheinungen auf Verschwörungen und geheime Gesellschaften zurückführen, statt auf die natürlichen Ursachen, daß sie das Gesuchte: eine polizeilich beobachtete, feierliche Sitzung, niemals finden.

In dieser Auffassung fand er sich mit Möhler zusammen, mit dem er im lebhaftesten Gedankenaustausch stand, dessen Berufung nach München er betrieb, und dem er sogar sein Fach, die Kirchengeschichte, abtrat; er selbst las bis zu Möhlers Tode Dogmatik. In der Gos mahnt er die Katholiken, das Nötige zu thun ohne den Beistand der Jesuiten, und spricht dabei eine schwere Beschuldigung gegen seine Regierung aus. In dem Lande, worin er dies schreibe — der Artikel ist anonym erschienen —, hätten die Machthaber jeden Kunstgriff angewandt, um die durch göttliche Anordnung geknüpften Bande zwischen dem Klerus und seinem Oberhaupte, dem Papste, zu lösen. Sie hätten Mißtrauen, Anarchie und Zerrüttung ausgesät, die Saat sei aufgegangen, infolgedessen sei eine Masse von Unwürdigen in den Klerus eingedrungen. Diesen Unwürdigen sei die Anarchie gerade recht, und sie möchten sie aufrecht erhalten, um ihrer kirchlichen Obrigkeit trogen und die Kirchenämter, die sie schändeten, behaupten zu können. Da sei es denn sehr verzeihlich und erklärlich, „wenn die Bessergesinnten bei dem Anblicke dieser zuchtlosen, trägen, verweltlichten, geistlosen Baalsdiener sich sehnsuchtsvoll nach einer bessern und edlern Priesterklasse“ umsähen. Er erteilt deshalb den Regierungen den „gutmeynten Rat,“ sie möchten endlich einmal dem System des Mißtrauens gegen die Kirche, das für sie selber wie für die Religion gleich erniedrigend sei, entsagen und der Kirche die Selbständigkeit, Unabhängigkeit und freie Bewegung, die ihr von Gott und Rechts wegen gebühre, unverkümmert gewähren.

(Schluß folgt)



## Heinrich Uebeken

Von Otto Kaemmel

(Schluß)



Uebeken wußte recht wohl, daß König Wilhelm dieser Geist nicht war, aber er fand die großen Eigenschaften des neuen Herrn sehr bald mit sicherem Blicke heraus. „Ein reiner, redlicher Wille, eine Treue gegen andre und gegen sich selbst und ein einfacher, schlichter Menschenverstand sind auch in schweren Zeiten gute Führer,“ schrieb er am 24. Januar 1861, und am 31. August desselben Jahres: „Einen redlichern, treuern Mann werden Preußen und Deutschland nicht finden.“ „Vertrauen und Zuversicht flößt sein ganzes Wesen ein,“ „Dabei hat der König eine wunderbare, nur durch die Verbindung langer